

# sebastian studnitzky

## vom enfant terrible zum gefragten live- und studiomusiker

Von Georg Waßmuth

*Ganz langsam schiebt sich Sebastian Studnitzky durch die Menge. Der Schädel glänzt, das T-Shirt hängt an ihm runter wie ein nasses Kinderzelt. Konzertpause im »Domicile«, dem ältesten Jazzclub in der badischen Stadt Pforzheim. Heute ist CD-Release-Party, und alle sind gekommen um Studnitzky und »Triband« zu hören und zu feiern. »Triband« ist neuestes Projekt des Trompeters, zusammen mit der Sängerin Sandie Wollasch und dem Drummer Tommy Baldu. Eine funky Mischung aus House, Jazz und Hip-hop, mit Raffinesse und sicherem Gespür für das Spiel mit Stimmungen zu einer elektrisierenden Einheit arrangiert. Die Atmosphäre im Club ist äußerst entspannt, jeder kennt hier jeden. Auch Studnitzky gehört dazu, kommt er doch aus der kleinen Nachbarstadt Neuenbürg an der Enz. Kurzer T-Shirt-Wechsel, dann erzählt der 34-Jährige.*

»Ja klar, in der Provinz geboren und musikalisch erheblich vorbelastet« sei er. Die Familie stammt aus Oberschlesien und Papa Studnitzky war Kapellmeister an einem Theater. Im »goldenen Westen« leitete er dann nicht nur eine große Jugendmusikschule, sondern hat sich auch als Arrangeur für anspruchsvolle Blasmusik einen Namen gemacht.

Den Klavierdeckel hat der Sohn mit vier Jahren hochgeklappt, mit der Trompete musste Sebastian immerhin warten bis er doppelt so alt war. »Profund« ist wohl das richtige Wort, wenn man seine musikalische Grundausbildung beschreiben will. Dann war da dieser Faible für Dominantseptakkorde und in der Pubertät ein leicht erhöhtes Jazzfieber. Kurse bei Albert Mangelsdorff und Ark van Rooyen haben den Blick ziemlich schnell geschärft, und mit 16 saß Studnitzky im Bundesjazzorchester. Natürlich hatte er schon in regionalen Bands erste Gehversuche unternommen, aber die Talentschmiede »Bujazzo« gab den Ausschlag. »Ein Musikstudium wurde vom Elternhaus grundsätz-



lich begrüßt«, sagt Studnitzky, »aber als ich in Richtung Jazz und Pop abgebogen bin, war das Zähneknirschen erst mal groß.«

Er hat sich dann »umgeschaut«, wie er es nennt, die Aufnahmehürden in Köln, Den Haag und Hilversum schon genommen, sich dann aber für Stuttgart entschieden. Dort studierte er ab 1993 bei Trompeter Claus Stötter Jazz- und Populärmusik. »Wir haben oft nur alte Schallplatten angehört – mit Musik, die mich ungemein inspiriert hat, aber im Grunde genommen war ich damals ein ziemlich fauler Sack«, erinnert sich Studnitzky lachend. »Stötter war ein fantastischer, subtiler Lehrer. Im Ernst, ich hätte viel mehr mitnehmen können, seine Ansatzlehre ist zum Beispiel einfach an mir vorbeigerauscht – aber ich war halt schon auf einem anderen Trip.«

Der Trip hieß »John West Big Band« in München und führte den Jungstudenten von einem Galaabend zum nächsten. »Fleisch ist unser Gemüse«, sei die Devise der Bigband-Steher gewesen: »1000 Deutschmark auf die

Kralle für ein Wochenende, da konnte man schon ordentlich was reißen.« Dazu kamen schnell Gigs mit Charly Antolini und Barbara Dennerlein. Studnitzky tänzelte auf dem Swingbein ebenso leicht und locker wie als dezenter Hintergrundmucker. Sein Jazzsegel trieb ihn dabei stets voran zu neuen Ufern.

Dann kommt zum ersten Mal ein Begriff ins Spiel, der ihn nie mehr loslassen soll: »Projekt, ein eigenes, ein künstlerisches und

möglichst eins, wo man draufzahlt«, sagt er feixend. »Die Studenten« hieß das erste »Projekt« in Stuttgart, eine wilde Combo, die sich durch die verrauchten schwäbischen Jazzkeller jamte. Daneben noch ein halbes Dutzend Combos und Bands, in denen er mitgroovte. Und das Studium? »Locker abgehakt, aber aus der Rückschau«, meint Studnitzky, »wird die künstlerische Freiheit vielleicht zu lax gehandhabt. Pop kommt nur in schwacher Dosierung vor, dafür mehr Jazzgeschichte und Akademisches, und der Prüfungsball wird extrem flach gehalten.« Er durfte sich nun Diplompädagoge für Jazz- und Populärmusik nennen, wollte aber weder, wie viele seiner ehemaligen Kommilitonen, unterrichten noch seine Brötchen in einem Musical-Orchester verdienen. Der Diplom-Jazzler packte seine Koffer und ging für zwei Semester an das angesehene »Berklee College of Music« in Boston. Dort pfeifen die Vögel ein anderes Lied vom Dach, jedes Semester muss teuer bezahlt werden, und es gibt ein ausgetüfteltes, schikanöses Punktesystem. Zum einen extrem viele Pflichtkurse, zum andern null Toleranz bei Versäumnissen.

Um zum Beispiel in einen angesagten Filmmusikkurs zu kommen, musste Studnitzky erst einmal eine »Basic Keyboard«-Prüfung ablegen. Dabei hatte er an der Stuttgarter Musikhochschule schon eine Aufnahmeprüfung als Pianist bestanden, doch in »Amiland« zählte das wenig. »100 Choräle und Kinderlieder mit Fingersätzen, die gerade so schwer waren, dass man sie nicht vom Blatt spielen konnte.« Das System dahinter sei, die Studierenden so lange wie möglich an dem teuren College zu halten. Studnitzky schlug eine Harke, gewann im zweiten Semester gleich ein Stipendium und rückte auf der harten Collegebank ein gewaltiges Stück nach vorne.

»Bob Brookmeier« – den Namen lässt er sich wie eine Praline auf der Zunge zergehen – »ist eigentlich mein Lieblingsarrangeur und mein Lieblingsposaunist. Gleich mehrere Kurse konnte ich nun bei ihm belegen – Bigband, Combo, aber auch Arrangement.« Die Devise von Brookmeier sei gewesen: »Weniger ist mehr – aus einer Idee das Maximale herauszuholen.« In vielen seiner Übungen habe Brookmeier ein paar musikalische Krümel dünn ausgestreut und gesagt: »Jetzt macht mal, muss mindestens zehn Minuten lang werden.« Nach der strengen College-Kost hatte Studnitzky aber mehr denn je das Gefühl, künstlerisch in den eigenen Stiefeln zu stehen.

Zurück in Stuttgart fand er jedoch erst einmal ein im Ton freundliches, aber bestimmtes Schreiben des Kreiswehrrersatzamtes in seinem Briefkasten. Olivgrün, da ist er sich bis heute sicher, kleidet ihn überhaupt nicht. Studnitzky spielte auf Zeit, und hängt an der Hochschule noch einige Semester Klavier an. »Ich hatte es ja lange genug vernachlässigt«, und mit dem 28.

Geburtstag war klar, dass seine allgemeine Wehrrertüchtigung für immer abgehakt war. Ein Projekt hatte er da schon längst wieder an der Backe: »orbit.experience«. Und das kam ungefähr so: Thomas D. von den »Fantasie 4« engagierte Studnitzky für seine Soloscheibe und ein paar Live-Gigs. Einige Jungs der »Fantasie 4«-Liveband sind dann mit Studnitzky Anfang der 90er zeitweise in neue Klangwelten entschwebt.

»orbit.experience« war ein Zuschussgeschäft, aber das »Projekt« hat Studnitzky auf die Dauer gesehen eine enorme Reputation eingebracht, denn die Musikastronauten waren und sind kultig. Studnitzky, der Soundbastler und Querkopf – sein musikalisches Kampfgewicht stieg in die nächsthöhere Klasse: »Plötzlich klingelte das Handy und die Strippenzieher waren dran.« Eine kostbare Scheibe wurde gegossen, doch der beste Act, ein gemeinsamer intergalaktischer Flug mit dem Stuttgarter Kammerorchester und »orbit.experience«, ist nie auf CD erschienen. Woran das scheiterte? Studnitzky winkt ab. »Wie immer am Geld und an der Mutlosigkeit der Labelmanager – die haben heute alle ihren BWL-Abschluss, Leute mit Visionen findest du da nicht mehr. Wenn die hören, wir haben einen neuen Sound, fällt schon der Vorhang runter. Wenn jemand kommt und sagt, meine Schwester singt Elvis auf Deutsch, wird sofort ein Vertrag aufgesetzt.«

Aber Studnitzky hatte nie nur ein Eisen im Feuer, er hat in den 90ern kontinuierlich gearbeitet, das heißt jedes Jahr 200 Konzerte mit dem »Who's who« der deutschen Musikszene. Nach seiner Trompete gefragt, zuckt er mit den Achseln. »Meine Gurke ist noch immer die »Bach stradivarius large bore«. Mundstück

hab ich noch nie gewechselt, bringt auch nichts, davon bin ich überzeugt.« Das gesamte Equipment ist eh von bescheidener Reisekoffertauglichkeit. Da ist noch das Flügelhorn von Norbert Böpple, ein Instrument »ganz in Moll«, wie geschaffen um Balladen zu erzählen. Der Keyboarder Studnitzky trägt ein gut abgehangenes »Fender Rhodes« mit sich herum, der Soundbastler Studnitzky eine Tasche voller Kabel, das unvermeidliche »Apple G4 titanium Book« und ein »m-audio«-Interface.

Organisation ist alles, glaubt er, »wird aber leider nicht an der Musikhochschule gelehrt, genauso wenig wie ich als Selbstständiger eine Einkommenssteuererklärung mache«. Er wohnt seit langem in Berlin. Manchmal ist er wochenlang auf Tournee, dann ein Kurztrip nach Hause, Koffer auf, Wäsche sortieren, weiß und bunt, Schnellwaschgang, den ganzen Berg in den Trockner, eine Stulle einpacken und kurz überlegen: »Wo geht der nächste Flieger – Tegel, Schönefeld oder Tempelhof?«

Abgehoben hat im vergangenen Jahr auch seine Karriere: »2005 war das beste Jahr überhaupt.« Ein paar Eckdaten: Die »Zooming«-Tour mit Schlagzeuger Wolfgang Haffner und dessen Band, im Duo dann weiter in die unendlichen Weiten der ehemaligen Sowjetunion, dann ein Über-Nacht-Kopfsprung in die laufende Tournee von Überflieger Nils Landgren und einige heiße Gigs mit Hussein Killi in Marokko. Zurück in Deutschland erwischte ihn der nächste Anruf im Studio. Das Management der norwegischen Jazzdiva Rebekka Bakken fragte an, »ob ich mein Keyboard einpacken und morgen früh zu einer Probe nach London kommen könne. Wenn der Berg ruft – keine Frage!«

Ja, das sei die Oberliga, wenn dann plötzlich im Studio der beste schwedische Bassist und ein amerikanischer Wundertrommler neben einem stehen, »da flattert zuerst einmal das Hosenbein«. Klar, dass jeder Titel beim ersten Durchlauf perfekt abgespielt wird, »es geht aber nicht unbedingt darum, schneller, höher oder weiter zu spielen.« Er sei erst vor zwei Jahren so richtig professionell mit dem Keyboard eingestiegen, und sicher gäbe es allein in Berlin 200 »Tastentiere«, die weit Akrobatischeres zaubern könnten. Aber das sei eben nicht alles. »Banddienlich« heißt die Zauberformel. Die

Tournee mit Rebekka Bakken führte dann äußerst erfolgreich vom kalten Wolfsburg bis ins heiße Madrid, dazwischen hat er ständig sein eigenes neuestes Projekt vorangetrieben.

Mit Sandie Wollasch, der Cover-Queen aus Karlsruhe, und Tommy Baldu, der unter anderem für Laith Al Deen, Herwig Mitteregger und Edo Zankie trommelt, hat Studnitzky schon öfter auf der Bühne gestanden. Die zündende Idee für »Triband« ist dann bei einem lockeren Meeting in der Pfalz entwickelt worden. »Es war auch sofort klar, dass wir eine eigene Scheibe pressen, unabhängig und gehaltvoll. Edo Zankie hat uns für einen ziemlich coolen Kurs in sein wunderbares »Kangaroo Digital Audio Studio« in Karlsdorf bei Mannheim hineingelassen.« Thomas Mark, den Mann mit den großen Lauschern und dem gewissen Etwas für die Regler, setzte »Triband« ans Mischpult. »Die Situation im Studio war einfach ideal«, gerät Studnitzky ins Schwärmen. »Da wird noch richtig ein Set aufgebaut, alle in einem Raum, kein steriles Overdubbing, wo eine Aufnahme im Sandwichverfahren zusammengepappt wird.«



Das sagt jemand, der wahrlich mehr als genug Studioerfahrung hat und schon 1996 für seine Debütscheibe »Warm up« eine Nominierung für den Preis der Deutschen Schallplattenkritik einstecken konnte. Studnitzky schwört auf die Magie des »first Take«. Da muss die Technik natürlich am Start sein, und keiner darf rumgrüßen. »Wenn der Take aber absolut stimmig ist, lässt man notfalls auch mal einen Kickser stehen.« So hat »Triband« seine Songs wie zwölf Perlen an einer Kette aufgefädelt, vom verträumten »Faded« bis zum kribbeligen Titelsong der Scheibe »No Sleep«. An Schlaf ist beim Hören jedenfalls nicht zu denken, Studnitzky, Wallosch und Baldu haben eine wahre Wundertüte an musikalischen Ideen ausgeschüttet. »Wir haben uns echt Zeit genommen für die Produktion, mal schneiden einige Musiker vorbei wie der Gitarrist Joerg Dudys oder der Bassist

Christian von Kaphengst, dann wurde erst mal gemeinsam gekocht – nicht nur musikalisch.« Man muss sich die Scheibe zwei-, dreimal anhören, um all die Feinheiten auszukosten, die sanft gleitenden Trompetensoli, den feinfingrigen Rhythmus und darüber die silbernen Vocals von Sandie. Gute zehn Minuten dauert allein der Schlusstitel »Schweben«, eine Reverenz an Edo Zankie: »Schweben, leicht sein wie ein Vogel aus Metall, fliegen, oben kleben, nur ein Fingerbreit vom All.«

Wo endet das Handwerk, wo beginnt die Kunst? Studnitzky holt einmal tief Luft: »Natürlich werden 1000 Scheiben gepresst, die duftet sind, aber es fehlt halt der gewisse Moment, die meisten sind doch überladen mit so halbgaarem Zeug. Wir reden zwar viel über Gefühle, lassen sie aber nicht zu, lassen sie auch als Musiker nicht raus. Aber woher kommt denn die Musik? Ich hab keine Angst, in einer Ballade emotional loszulassen.« Für die meisten Profis sei doch die harte Realität des Business eher eine Stolperschwelle. »Sie nehmen eine ironische Zwangshaltung an und das hört man«, davon ist Studnitzky überzeugt.

Dabei ist Live-Musik gerade sehr angesagt, das Publikum strömt. Allein im Großraum Stuttgart/Pforzheim/Karlsruhe gehen an jedem Wochenende mehr als 100 Veranstaltungen über die Bühne. »Vielleicht ist es die grauslige Radio-Chart-Soße, die die Leute aus dem Haus treibt, oder einfach die Lust, wirklich dabei zu sein.« Auch die »Triband«-Release-Party im Jazzclub »Domicile« war mehr als gut besucht. Einen Sitzplatz konnte man schon eine Stunde vor Beginn nicht mehr ergattern. Die Stehplätze hatten zumindest den Vorteil, dass bei der drangvollen Enge niemand umkippen konnte.

Die Pause hat sich ziemlich lange hingezogen, aber kurz vor Mitternacht will »Triband« dann doch noch den zweiten Act über die Bühne bringen. Studnitzky schiebt sich langsam durch das Publikum nach vorne. Eine Frage noch, bevor »Triband« seinen fein geknüpften Soundteppich ausrollt. Wie er sich im Moment eigentlich selbst am ehesten definiere: Als Trompeter, Keyboarder, Arrangeur oder Produzent? »Ich bin Musiker – ganz einfach Musiker«, erklärt Studnitzky lachend und verschwindet Richtung Bühne in der Menge. ■